



(10)

Die verhezte Stadt.

Eine belterre Spibubengeschichte von
Karl Ettlinger.

Copyright by Georg Müller
Verlag A.-G. München.

„Sie haben doch die Schritte gehört. Glauben Sie, daß Frauenschritte dabei waren?“

Der Portier sann einen Augenblick nach. „Ich glaube nicht. Aber ich kann das nicht so sagen.“

„Und der Mann, der hinter Ihnen stand?“

„Der war auch weg. Wie es wieder hell wurde, dreht ich mich um — da war er nicht mehr da.“

„Sie sagen, er hat Sie angepackt. Wo?“

„Borne an der Livree. Zwischen den Knöpfen.“

„Ziehen Sie Ihren Rock aus!“

Der Portier lachte. „Meinen Rock soll ich ausziehen?“

„Ja...“

Funke nahm den Livreeock und legte ihn sorgfältig auf Winkels Arm. „Geben Sie ihn gleich morgen früh in die Abteilung für Fingerabdrücke! — Portier, Sie können gehen.“

„Und meinen Rock?“

„Den kriegen Sie schon wieder. Seien Sie nur froh, daß Sie überhaupt noch einen Rock anziehen können!“

Als der Portier brummend die Loge verlassen hatte, riß Funke brummend ein Blatt aus seinem Notizbuch, schrieb ein paar Beilen darauf und reichte es Winkel. Der las es, steckte es ein und nickte.

Auf dem Zettel stand:
„Bei dem Portier noch heute abend Durchsuchung halten!“

Nun lehrte sich Funke wieder dem Arzt zu.

„Wir wollen jetzt die Frau befragen.“

„Bitte.“

„Nun also, Frauchen,“ sprach Funke sie freundlich an, „was ist denn nun eigentlich mit Ihnen los?“

„Wenn ich das nur selber wüßte!“ jammerte die Frau. „Ich versteh ja von all dem, was vorgeht, kein Wort.“

„Die Glückliche,“ lächelte Funke. „Aber Sie sagten vorhin, ein Hund hätte Sie gestochen? Von einer Wespe habe ich das schon gehört; aber von einem Hund ist mir das

etwas ganz Neues. Wem gehörte denn der Hund?“

„Dem Herrn, der zu spät gekommen ist. Grad wie der zweite Akt angefangen hat, ist der Herr gekommen.“

„Wie sah der Herr aus?“

„So ein schlanker schöner Mensch mit einem blonden Schnurrbart.“

„In einem hellen Sommeranzug?“

„Nein, im Frack.“

„Ach ja, natürlich im Frack. — Wie alt ungefähr?“

„So um die vierzig rum.“

„Kommt der Herr öfters ins Theater?“

„Bei mir nicht. Vielleicht auf den anderen Plätzen. Es kommen soviel Leute ins Theater —“

„— daß Sie nicht jedes Gesicht behalten können, das begreife ich. — Und dieser Herr kam mit einem Hund ins Theater?“

„Mit so einem Pintscher.“

„War es kein Fagottier?“

„Ich kenn mich nicht so aus mit den Viechern.“

„Aber man nimmt doch keinen Hund mit ins Theater?“

„O doch, das kommt öfters vor. Eigentlich darf es ja nicht sein; aber wenn sie ihn in der Garderobe abgeben... Unferne ist auf die Trinkgelber angewiesen... und da... ach, Gott, ich werde doch nicht bestraft deswegen?“

„Nein, Frauchen! Wenn Sie alles hübsch wahrheitsgetreu erzählen, kriegen Sie vielleicht sogar eine Belohnung. Nun weiß ich aber immer noch nicht, wie der Hund es angefangen hat, Sie zu stechen?“

„Er hatte doch so ein Halsband an mit Stacheln. So dünne, spitze Stacheln.“

„Ah!“

Funke richtete sich höher auf und warf dem Arzt einen stigmatischen Blick zu. Jetzt war ihm alles klar.

„Und wie mir der Herr das Bündchen gegeben hat, und recht mirs auf den Arm, da stößt mir aus Versehen der eine Stachel ganz tief in die Hand.“

„So, so, aus Versehen, meinen Sie. — Hat der Herr etwas gesagt?“

„Er hat gelacht und hat gesagt: Heile, heile, Segen Morgen kommt der Regen, Uebermorgen kommt der Schnee, Tut's dem Kindlein nicht mehr weh.“

Es war ein lieber Herr. Dann muß es mir schlecht geworden sein, weil ich hier in der Loge aufgewacht bin. Dazwischen weiß ich nichts mehr.“

Der Assessor schmalzte mit der Zunge, drehte sich sah und sagte:

„Guten Abend, ich muß gehen!“

An der Tür wendte er sich nochmals zurück.

„Den Namen des Hundes hat der Mann nicht erwähnt?“

„Doch, ein ganz verrückter Namen. Wie er ihn gestreichelt hat, hat er gesagt: „Schön sitzen bleiben, bis dem Herrchen wiederkommt, Gaggag!““

„Danke!“

Und er verließ die Loge.

Winkel sah ihm mit dem staunend-ehrfürchtigen Blick nach, mit dem ein vierjähriger Hosenknopf zu einem Zauberünstler aufblickt, der ihm ein lebendes Kaninchen aus der Nase zieht.

„Unser Assessor versteht!“ räumte er dem Theaterarzt zu. „Passen Sie auf, der weiß schon viel mehr von der Sache, als er sich anmerken läßt!“

„Im Gegenteil!“ lachte der Arzt. „Die Polizei tut immer so, als wüßte sie viel mehr, als sie in Wirklichkeit wissen kann. Mir wäre es lieber, er hätte mir meine Patientin nicht mit seiner Fragererei aufgeregt.“

Schließlich ist die Gesundheit eines Mitmenschen wichtiger, als sämtliche Brillantenkollier der Erde. Wenigstens ist das meine bescheidene Ansicht als Arzt.“

Zehn Minuten später schickte Assessor Funke nach allen vier Himmelsrichtungen Telegramme: Die Gendarmen möchten die Landstraßen überwachen und jedes verdächtige Automobil und Fuhrwerk anhalten.

„*“

Auf einer Bank in den Kuranlagen aber saß ein Herr mit blondem Schnurrbart,

rauchte eine Pfeife und schmunzelte, den Forgerrier auf seinem Schoße streichelnd:
„Adele macht ihre Sache unübertrefflich. Sie ist zum Küssen!“

V.

„Hier Funke — wer dort?“
„Bohnkraut. Morning, Assessor. Was Neues?“

„Leider nichts besonderes.“
„Haben Sie denn immer noch nicht herausgebracht, wo der Halunke jetzt wohnt?“

„Fragen Sie nicht so töricht! Wenn wir seine Adresse wüßten, hätten wir ihn schon längst gepackt.“

„Well. Auf Wiedersehen!“
Funke lehnte sich im Amtssessel weit zurück und überdachte die Ereignisse der letzten Tage.

Gott weiß, es war ihm nicht gut gegangen.

Zuerst der Rüssel vom Polizeipräsidenten, dann die Vorwürfe des Kurdirektors, dann die Freniade des Bürgermeisters.

Die drei waren untröstlich; denn jetzt hatte Bredendorf seinen Standal, seine Affäre. Zu Dupenden verließen die Kurgäste die „verhezte Stadt“; die Geschäftsleute tobten, die Hotels und Fremdenpensionen schimpften auf die Polizei, die an ihren unvernünftigen Zimmern schuld sei und den Fremdenverkehr mit Gewalt ruiniere.

Das Kurtheater spielte täglich vor halb-leren Häusern. Es ruhte seit der mißglück-

Salavorstellung ein Fluch auf dem Musentempel; das Publikum ist noch abergläubischer als die Schauspieler.

Lohengrin pflegte seine zerquetschte Nase und schwur, wenn sie nicht wieder kerzengrade und farblos würde wie ebendem, werde er die Stadt auf eine lebenslängliche Rente verklagen.

„Wenn uns das große Schausliegen nächste Woche nicht herausreißt,“ wehlagte der Kurdirektor, dann ist die ganze Saison verpfuscht. Mit Stüchstoff allein lockt man keinen Hund vom Ofen. Wenn das so weitergeht, dann kriegen wir noch Leute in unser Bad, die wirklich krank sind!“

Der „Tägliche Anzeiger“ des benachbarten Konkurrenzbades Kimmelfstadt wälzte sich förmlich wonnegründend in dem Mißgeschick Bredendorfs. Jeden Abend brachte er neue Notizen unter der stehenden Ueberschrift „Bom Bredendorfer Kriegsschauplatz“.

Bald schrieb er, der Bredendorfer Stüchstoff sei tatsächlich ein Jungbrunnen; besonders Einbrechern bekomme er sichtlich ausgezeichnet. Bald spottete er, der berühmte Sherlock Holmes beabsichtige, seinen Bohnstich nach Bredendorf zu verlegen, weil er von den dortigen Behörden noch etwas lernen könne.

Und nie war der Kimmelfstädter „Tägliche Anzeiger“ so eifrig in Bredendorf gesehen wie jetzt.

Im Friedrichsen'schen Pensionat hatte es wieder eine Strafarbeit gegeben über das Thema: „Weshalb hielt Cato der Ältere die Zerstörung Karthagos für notwendig?“ weil

die Zöglinge im Theater nach dem Galerie-Zwischenruf „Gustav, kneif mich doch nicht so!“ einstimmig herausgeplatzt waren.

Frau Friedrichsen, geborene Müller, hätte es nie für möglich gehalten, daß ihre Schutzbefohlenen diesen Zwischenruf verstanden. So weit waren sie doch noch gar nicht im Unterricht. —

Für rund 850.000 Mark Schaden an gestohlenen Wertgegenständen war nach der „Lohengrin“-Vorstellung angemeldet worden, die Zahl der vermögten Mäntel, Hüte, Schals, Gummischuhe, Spazierstöcke, Regenschirme ging ins Lächerliche.

Es hatte zwar gestern mittag im „Bredendorfer Tageblatt“ gestanden:

„Unsere ausgezeichnete Kriminalpolizei ist den Verbrechern auf der Fährte. Die Festnahme ist nur noch eine Frage von Stunden.“

aber Assessor Funke wußte es besser. Nichts, gar nichts Wesentliches hatte die Polizei bisher herausgebracht, obwohl der gesamte Beamtenstab fieberhaft arbeitete.

Es war allerdings ein junger Burche verhaftet worden, als er in einer berüchtigten Behlerkneipe eine im Theater gestohlene Brillantbroche an den Mann zu bringen versuchte. Allein dieses Individuum gehörte offenbar der gesuchten Bande nicht an, sondern hatte auf eigene Rechnung und Gefahr gearbeitet. War er doch erst am Morgen des denkwürdigen Tages nach mehrjähriger Strafe aus dem Gefängnis entlassen worden. (Fortsetzung folgt.)

Die Gefährtin des Menschen.

Von Erich G. S. S.

Die Menschen mögen es hinausfahren, mit Schmerzwoll verzerrem Munde aus qualvoller Brust, in die Welt hinein: Die Maschine ist tot. Man hat uns an einen Leichnam geschmiedet.

Es ist nicht wahr. Sie lebt. Lebendiger ist sie als der Mensch, der sie totzusprechen glaubt, wenn er sagt, sie ist tot.

Nie war die Maschine tot. Nie wird sie tot sein. Und wer sie sah: Schwarz beruht, mit blinkenden Zähnen, Kolben und Wellen, weiß, daß sie lebt. So gern er auch glauben möchte an einen Spud, einen Rebel oder ein Bild darin, er ahnt sie ist lebendiger denn seine Gedanken. Sie selbst ist Stoff geworden, mer Gedanke unzähliger Hirne von Menschen, deren Geist fortlebt in ihr.

Geister, größer als der seine, der sich vermag die Summe gesprichener Kraft unter seinen Willen zu zwingen.

Doch er vermag nur eine neue unheimliche Seite dieser Gestalt gewordenen Urkraft ins Leben zu rufen: ihren Haß gegen alles, was Mensch heißt.

Freilich, wenn sie manchmal ausholt, dich niederschlägt, dir die Kleider vom Leibe reißt, dich aufricht, packt und in die Lüfte schleudert, entsetzt du dich wohl vor ihrer Kraft, doch an ihr Leben, an ihre Seele glaubst du nicht.

Du glaubst nicht an ihren Born, an ihren Durst nach Befreiung von dem niedern Zwergewolk, dessen sie sich bediente, um geboren zu werden, und das sie seither nicht abzuschütteln vermag. Doch ihre Kräfte wachsen und mit ihnen ihr Haß gegen den, der sie zu meistern glaubt, und doch von ihr gemeistert wird.

Hast du noch nie ihr unheimliches Heulen gehört, mitten im Gang ihres Wertes?

Hat sie dich nie angefeilscht, nachdem sie

dich vorher verlockte; hast du das leise Klagen in ihr nie gehört, ihr Neuzen, Stöhnen und ihr grausames Jubeln, wenn sie dein Blut sah?

O sie dürstet nach Blut. Rache schreit sie bei jeder Mißhandlung. Und doch rief die Liebe zum Menschen sie einstmals ins Leben. Und sie kann auch jetzt noch ganz Liebe sein, ganz Hingabe an den Menschen, von dem sie fühlt, daß er sie liebt. Für ein Streicheln oder ein zärtliches Wort ist sie dankbar und gibt Antwort mit keiser, zarter Melodie, die anschwilt zu gewaltig erhobenen Orgelton, zum Lobgesang auf den Geist des Menschen, dem unermülich zu dienen sie sich müht.

Und auch in diesem Liebe, in dieser Hymne, die sie sich selbst und den Menschen singt, ist sie größer als er.

Mehr als in ihrem Schaffen ist sie darin Verförperung des Geistes verblidener Menschen, deren Rasiosigkeit unsterblich wurde in ihr, deren Seele ihren eisernen Körper erfüllt mit erhabenem Stolz, der aufbäumt in mächtigem Haß gegen jeden, der nicht die treu sich hingebende Geliebte sieht in ihr, sondern das nutzbringende, keulenlose Werkzeug.

Noch wissen erst wenige um diese ihre hoffende, liebende Seele und daß nur der die Maschine unter seinen Willen zwingt, der die Kraft und die Liebe all jener, die vor ihm waren und sie gebaut zu ihres Lebens Widerpart in sich zu sammeln gewußt.

Sie wissen auch um die unzähligen Gedanken, die überspringen aus dem Hirn einsamer Erfinder in die Maschine und sie entzückend, wächst die Liebe in ihnen zu der Maschine, die, ihre liebenden Meister erkennend, den Haß begräbt, den sie gegen die Menschheit sammelt in drei Generationen, die wie keine vorher die Seele in ihr nicht zu erkennen vermochten.

Und an seiner Seite schreitet sie als eine geliebte und liebende Gefährtin stolz und froh in

die Zukunft hinein, die keine Unterdrückung mehr kennt.

Seien Menschen ihr Gegenstand oder Maschinen.

Der Wert der Abhärtung

Bei vielen jungen, ungeschickten, vielleicht auch noch unselbständigen Müttern finden wir einen Hang, ihre Kinder zu verzärteln. Größere Kinder werden meist das Opfer dieser falsch verstandenen Elternliebe und haben die Folgen einer Verzärtelung am eigenen Leibe zu spüren. Allgemein gültige Regeln gibt es für die Abhärtung nicht, sondern jeder Mensch muß die Abhärtung entsprechend seiner eigenen Natur selbst besorgen. Immerhin gibt es doch einige Regeln, die wohl in jedem Falle Geltung haben. Nach Möglichkeit soll der Körper täglich mit kaltem Wasser gewaschen werden. Bei zarten und nervösen Menschen darf das Wasser nicht allzu kalt sein, sondern muß abgestanden oder leuwarm sein. Man sollte auch nie im geheizten Zimmer schlafen und höchstens bei sehr empfindlichen Kindern die Luft im Schlafzimmer ein klein wenig angewärmt sein lassen. Besonders müssen die Bohn- und Schlafzimmer viel gelüftet werden, und es ist auch sehr wünschenswert, bei geöffneten Fenstern zu schlafen. Die Mutter muß sich und die Kinder an die Erkenntnis gewöhnen, daß Wind und Wetter nicht ohne weiteres Krankheit bringen und ein Gang durch den Regen ein ganz natürlicher Vorgang ist. Nur das Verweilen in nassen Kleidern und nassen Schuhen kann zu einer Erkältung führen. Solange man aber in Bewegung bleibt, der Blutkreislauf beschleunigt ist und die Wärme im Körper bleibt, werden nasse Füße und nasse Kleidung niemals zu einer Erkrankung führen können. Sehr zuträglich ist es der Gesundheit auch, am Morgen und am Abend eine kleine Weile vor geöffnetem Fenster oder im Freien einige kräftige Atemzüge zu tun. Wer Gelegen-

heit hat, zu schwimmen, der versäume nicht, es zu tun, und wer noch nicht schwimmen kann, sollte es nach Möglichkeit lernen. Es gibt kaum etwas so Gesundes wie das Schwimmen. Gleichfalls sehr wertvoll ist es, jeden Tag im Freien zu arbeiten oder sich wenigstens etwas Bewegung im Freien zu verschaffen. Auf jeden Fall

soll man sich auch in der Kleidung abhärten und niemals aus Angst vor Erkältung zwei Hosens oder Jacken anziehen. Man darf auch nicht im Sommer unter derselben guten Federdecke wie im Winter schlafen und soll sich überhaupt in einer Kleidung nach der Jahreszeit richten.

L. M.

Eines Scharfrichters Lebenslauf.

Von Egon Erich Kisch.*

Früher hab' ich ein Kaffeehaus gehabt in der Simmeringer Hauptstraße. Mein Milchlieferant war Herr Karl Seelinger, damals Scharfrichter von Wien und Milchhändler. Am 13. April 1894 kommt er zu mir herein und fragt mich, ob ich mitfahren wolle nach Galizien zu einer Hinrichtung; ich sei ein starker Keel, ich könnt' ihm helfen. Da bin ich mitgefahren. Gehalt hab' ich nichts genommen, nur die Reise und das Essen. Die Sache hat mich halt interessiert. Am nächsten Tage haben wir dann in Neu-Sandec einen Fleischhacker gehängt, Faragacz hat er geheißt, ein Riesentier wars, Lustmörder und Notzüchter. Ob ich mich geirrt hab'? Warum denn? Gar keine Spur! Der Seelinger hat mir auf die Schulter geklopft: „Ich hab' schon viel G'hilfen g'habt, aber so an ne net wie di, Pepi!“ Na, und da bin ich mit ihm in Oesterreich herumgefahren, zu allen Hinrichtungen, nach Brünn, nach Cilli, nach Graz. Dabei bin ich immer Kaffeesieder geblieben und habe vom Seelinger keinen Lohn genommen. Nur so aus Sport, wissen S'. Im neunundneunzigsten Jahr, im September, ist er gestorben, der Seelinger. Mir ist gar nicht einmal im Traum eingefallen, mich um die Stelle zu bewerben. Da schreibt mir eines Tages der Polizeirat Kattag — der ist auch manchmal zu mir ins Café gekommen —, ich möcht' ihn im Kommissariat besuchen. Der fragt mich so aus, ob es wahr sei, daß ich dem seligen Seelinger geholfen hab' bei Justifikationen, wann und wo, und ich hab' ihm alles erzählt. Wie ich fertig bin, sagt er mir: „Warum reichen Sie nicht eine Offerte um die Scharfrichterstelle ein, Herr Lang? Das Kaffeehaus ist nichts für Sie.“ Da hat er ja recht gehabt. Jede Nacht sind Pöbeler hineingekommen, um drei Uhr früh hat es immer Ohrfeigen gegeben; ich hab' mich zwar nicht gefürchtet, aber diese Aufregungen, die man als Kaffeesieder hat, sind nichts für mich, ich bin ein friedlicher Mensch, streit' mich net gern herum, und ich hab' mir immer ein ruhiges Leben gewünscht. „Ja, Herr Polizeirat,“ hab' ich ihm gesagt, „ich tät' ja ganz gern Scharfrichter werden, aber ich bin zu alt, mit fünfundsiebzehn Jahren stellt mich das Landesgericht nicht mehr an.“ Ich soll ihm nur meine Dokumente schicken, sagt er, er wird's schon machen. Im Februar 1900 bin ich angestellt und vereidigt gewesen als „Scharfrichter des k. k. Landesgerichtes Wien“, trotzdem eine Menge Offerten eingelaufen waren für die Stelle. Aber es hat sich keiner ausweisen können, daß er es auch wirklich leisten kann!

Hundertvierzig Kronen monatlich war das Gehalt und fünfzig Kronen für jede Hinrichtung — es war ja nicht viel, aber besser als in die Hosen geschissen. Sehr viel hab' ich gleich zu tun gekriegt, weil man seit dem Tod vom Seelinger alle Hinrichtungen aufgeschoben hat. Nur wie

man die Julianne Hummel, die Kindsmörderin aufgehängt hat, im Januar 1900, hat man dazu den Wohlschläger kommen lassen, den Prager Scharfrichter. Die Hummel ist auf ihn gezogen, noch unter dem Galgen hat sie zu ihm gesagt: „Sie haben so ein liebes G'schau, Herr von Wohlschläger“, aber er hat dann so lang an ihr herumgewurfelt, daß sie noch fünf Minuten gelebt hat, so ein Payer war der Wohlschläger — no ja, für die Provinz war er gut genug, aber nach Wien konnte man ihn nicht berufen, nach so einem öffentlichen Skandal. Deshalb hat man mich ja aufgefördert, weil ich mich schon auslehn hab'.

Meine erste selbständige Hinrichtung — das war interessant, nämlich der letzte Delinquent, den ich als Gehilfen gehabt hab', war auch mein erster Delinquent, wie ich Meister war. Das war so: Im April 1899 bin ich mit dem Seelinger nach Rudolfswerth in die Krain gefahren, um einen Zigeuner anzuhängen. Simon Feld hat er geheißt und hat sechs Raubmorde verübt, alle an alten Frauen, Ausgedingerten. In der Nacht vor der Hinrichtung hat er den Untersuchungsrichter rufen lassen: er will seine Komplizen nennen. Er hat ein paar Namen angegeben. Aber man hat ihm's nicht geglaubt und die Hinrichtung nicht aufgeschoben. Zur Sicherheit hat man nach Wien telegraphiert, und es ist die Antwort gekommen, man soll ihn nur hängen. Eine Stunde später hat die Justifikation stattfinden sollen, ich hab' ihn gerade die Schlinge um den Hals gelegt — da kommt ein Beamter gerannt mit dem Telegramm, daß er begnadigt ist. Na, da sind wir halt wieder nach Hause gefahren. Der Zigeuner hat sich ein paar Wochen später von seinen Freunden eine Geige in die Zelle kommen lassen und darin war eine Schnur, mit der hat er sich aus dem Fenster heruntergelassen, der Posten hat auf ihn geschossen, hat ihn aber nicht erwischt. Erst ein paar Monate darauf, wie er einen neuen Raubmord begangen hat, ist er wieder eingekerkert worden und wieder zum Tode durch den Strang verurteilt. So ist der erste Delinquent meiner Scharfrichterzeit einer gewesen, dem ich schon Maß genommen hatte. Ich hab' ihn auch tadellos gehängt, in 45 Sekunden war er tot. Das war am 3. März 1900 — warten Sie einen Augenblick, ich muß zur Sicherheit noch im Buch nachschauen.“

Ich bleibe allein in der Wachtstube der Freiwilligen Turner-Feuerwehr von Simmering, in der das Gespräch stattfindet. Hinter einer Umfriedung der Weiselbergstraße steht das Spritzenhaus und das Wachtzimmergebäude, an das sich das Bretterhäuschen mit der Wohnung des Scharfrichters schließt. Trotzdem er nur ein hölzernes Häufel bewohnt, ist er einer der geachteten Bürger von Simmering und Hauptmann des Feuerwehrvereines — na, was denn, wir sind in Wien, und die Hauptsache ist doch, daß einer einen „interessanten“ Beruf hat, daß man einer ist, mit dessen Bekanntheit man propfen kann: „Wasst, Alte, mit wem i heut'

beisamm' war? Mit dem Henker von Wien!“

Der k. k. Henker ist Besitzer des Ehrenzeichens vom Roten Kreuze — Patriae ac humanitate! Schön eingerahmt hängt sein Bild an der Wand der Wachtstube, neben den Porträts von Kaiser Franz Joseph, Georg Schönerer und Oskar von Höfl. Ein besonderer Uniformständer ist für Helm, Degen und Bluse des Hauptmanns reserviert.

Herr Lang schleppt einen Folianten herein und ein Photographiealbum, in dem seine Familienmitglieder, seine Gehilfen, die meisten in Athletendress, und wichtige Hinrichtungen verewigt sind. In dem großen Buche sind alle Strangulierungen handschriftlich verzeichnet, die die Herren Willenbacher, Seelinger und Lang von Amtswegen vollzogen haben. Die Eintragungen beginnen mit Enrico Francesconi, dem Geldbriefträgermörder vom Trattnerhof, der am 16. Dezember 1876 aufgehängt wurde; der nächste ist Ferdinand Hacker, Raubmörder, gehängt am 16. Mai 1877 im Gebäude der Kaserne in der Alferstraße, dann kommen die Dienstbotenmörder Hugo Schenk und Karl Schlossarek am 22. April 1884, und ihnen mußten am 8. August 1884 die Anarchisten Hermann Stellmacher und Kammerer folgen.

Die Wiener Lokaltätigkeit Langs hat am 21. Mai 1901 mit Stefan Daniel eingeseht, der — bei einem Einbruch in Favoriten überrascht — auf seine Verfolger geschossen und eine Frau Hoffmann getötet hat; am 11. August 1902 sieht Lang den Johann Boboril, Mörder an Tröbler Kefler, ins bessere Jenkeits; am 25. April des nächsten Jahres henkt Herr Lang den Mörder der Rudolfsheimer Trastantin Marie Jülich von Jülichenthal, den Messerschmied Anton Senekel, der zwei Tage nach seiner Tat auf dem „Selbstmörderbanket“ im Prater geessen und das geraubte Geld gezählt hatte, was zu seiner Verhaftung führte; Senekels letzte Worte waren an Herrn Lang gerichtet: „Vedimooajsh“, lauter sie, und Herr Lang nimmt ihm das sehr übel. Wenn irgendwo in Oesterreich eine Volksforderung auf der Strafe erhoben wurde, so schickte Wien sofort das Standrecht und den Herrn Lang hin. Mit seiner Handtasche erschien er als ultima ratio. In Ungarn hat er den Oberleutnant Bela den Pap hingekriegt, der im Jahre 1900 durch einen Bayern seinen Bruder erschossen ließ, um in den Besitz des Majorats zu gelangen.

Die Hinrichtung Battistis ist sein „berühmtester“ Fall. Herr Lang sucht aus seinem Album die Bilder heraus, die den Trientiner Landtags- und Reichstagsabgeordneten Cesare Battisti zeigen, wie er in Hauptmannsuniform an seinem Todestage, am 12. Juli 1916, seine Zelle im Kastell von Trient verläßt, um in das Gerichtsgebäude übergeführt zu werden. Hier erhielt er schöne Zivilleider, und auf anderen Photographien sieht man bereits den Richtpflock mit der Leiche und eine Reihe von gefühllos umherstehenden und siegesbewußt lächelnden Feldwebern, Bilder, die als gutes Propagandamittel gegen die Monarchie von der Entente in Hunderttausenden von Exemplaren vervielfältigt und verbreitet wurden. Herr Lang rühmt die gute Haltung Battistis; ohne mit der Wimper zu zucken, ließ sich der Delinquent die Schlinge um den Hals legen, und bevor sie zugezogen werden konnte, rief er: „Cobiva P'zalla!“ — Am gleichen Tage wurde auch ein anderer Irredentist, der italienische Oberleutnant Dr. Finzi aus Rovereto, hingekriegt. Im Frieden war Dr. Finzi k. k. Gerichtsbeamter gewesen und hatte als solcher bei einer Justifikation, die Lang an einem jungen, des Raubmordes schuldig befundenen Mühlenbesitzer, namens Rathon,

* Aus dem Werke des Verfassers: „Der salende Reporter“, erschienen im Verlag Erich Kisch, Berlin.

in Rovereto vornahm, interveniert. Nachher hatte er sich viel von Meister Lang aus dessen Praxis erzählen lassen. Daß er selbst einst unter die Hände Langs kommen werde, hatte er sich wohl nicht gedacht. Aber erkannt hat ihn Dr. Finzi sofort. Als Lang zwei Tage vor der Doppelhinrichtung nach Trient gekommen war, trafen sich Battisti und Finzi, jeder aus seiner Zelle unter starker Eskorte zu den letzten Verhören geführt. „Scharfrichter Lang aus Wien ist schon da,“ rief Battisti seinem Freunde zu. — „Ich habe ihn schon gesehen. Ein alter Bekannter von mir!“ — Das war das letzte Gespräch, das die beiden Märtyrer miteinander geführt haben. . . . Herr Lang berichtet das mit Stolz, zeigt mir die Marschroute des Kriegsministeriums, die Spesenrechnung, die Belege. Insgesamt hat er für die Hinrichtung Battistis fünfhundertsechzig Kronen berechnet.

„Stücke vom Strid Battistis waren dann im Trentino sehr gesuchte Artikel —, aber es war alles Schwindel. Ich darf das Seil nicht verkaufen, ich bin ja beeidigter Staatsbediensteter. Na ja, meine Gehilfen, die machen Geschäfte mit allen möglichen Striden — nur mit dem richtigen nicht. Vom „Strid Battistis“ dürften sie mindestens zwanzig Meter verkauft haben. Aber den echten können Sie bei mir sehen, ich habe ihn drüben in meiner Wohnung.“

Herr Lang bringt eine schwarze Reißzange. In Zeitungsblättern, die er darin aufbewahrt hat, sind die Todesurteile zu lesen, zu deren Vollstreckung sich Meister Lang ansetzen glaubte, und in denen er zu gegebener Zeit nachlesen wollte, was sich sein Opfer hatte zuschulden kommen lassen. Ein Blatt trägt die Ueberschrift: „Dr. Kramar und Dr. Rasin (zweischöpfige Nationalistenführer) zum Tode durch den Strang verurteilt.“; ein anderes: „Verurteilung Friedrich Adlers zum Tode!“ Der Scharfrichter hat inzwischen die schwarzen Zwirnhandschuhe aus der Handtasche genommen, die er zugleich mit seinem schwarzen Anzug bei jeder Hinrichtung anlegt, die Riemen, die man dem Malefizanten um die Achsel schlingt, wenn man ihn zur Richtstätte führt, und die schwarze Seidenschnur, mit der man ihm die Hände bindet. Er zeigt mir auch, wie man den Strid einseilt, preßt eine Stahlkammer, den „Kloben“, zwischen zwei Schränke, zieht die Doppelschlinge durch — den wirklichen Strid Battistis — und will sie mir um den Kopf legen. Ich empfehle mich!

Post-Entzug.

Von Elise Feldmann, Wien.

In der Zwangsarbeitsanstalt war strafweiser Post-Entzug. Die Zwänglinge hatten plötzlich den Koffer bekommen, einige waren gegen die Aufsicherer gewalttätig und verurteilt es, zu mentern. Acht Tage lang war man mit den härtesten Strafen vorgegangen: Verschließung, Fasten, hartes Lager, ja selbst Dunkelheit machte diesen abgestumpften Gemütern nichts mehr aus; sie nahmen die Leiden auf sich wie Dulder, die wissen, daß sie zum Leiden da sind.

Nur, als es hieß: Post-Entzug! da sah man sie erzittern, selbst solche, die nie einen Brief erhalten, keinen Menschen in der Außenwelt hatten, der an sie schreiben sollte, selbst diese verfielen in der Minute, in der sie es hörten, gingen in sich, machten die heftigsten Anstrengungen, sich zu bessern.

Ein wirksameres Strafmittel konnte es nicht geben. Es wirkte äpernd wie eine Giftsäure, wie brennende Wunden in das Herz der Gefangenen, diese Gemüthsheit: keine Verbindung mit der Welt. Dieses Bewußtsein machte sie zu wirklichen Gefangenen.

Weiteres.

Lieber Simplizissimus! In ein hiesiges größeres Bau- und Zimmereigeschäft kommt kürzlich ein Polizeibeamter mit einem jämmerlich weinenden Mädchen, dem man die kommenden Mutterfreuden schon recht deutlich ansehen konnte. Er erklärte dem anwesenden Prokuristen, sie seien gekommen um den Vater des zu erwartenden neuen Erdenbürgers festzustellen, der einer der bei der Firma tätigen Zimmerleute sei. Den Namen des Betreffenden wisse das Mädchen nicht. „Nun“, meinte der Prokurist, „dann muß ich eben die Leute einmal antreten lassen“, und fragte zur Sicherheit das Mädchen, ob sie ihn dann auch wieder erkennen würde. Darauf das Mädchen: „Wie er aussieht, weiß ich nicht — ich weiß nur, daß er Manchesterhosen an hat!“

Empfindlich. „Wissen Sie, mit mein'm Mann is weeg Jott teen Auskommen. Die ewige Anschauzerei. Ich bin alle Abend stochseier!“

Definition. „Vater, was ist denn der Unterschied zwischen Neuigkeit und Klatsch?“ — „Das will ich dir sagen, mein Junge. Wenn deine Mutter etwas jemandem erzählt, dann ist es eine Neuigkeit, aber wenn ein anderer ihr etwas erzählt, dann ist es Klatsch.“

Zeugnis und Empfehlung. „Seit zwei Monaten litt meine Frau an Heiserkeit und Beschwerden beim Sprechen. Seitdem sie Ihre Mittel genommen hat, kann sie fast gar nicht mehr sprechen. Bitte, senden Sie umgehend noch zwei Flaschen. Ihr dankbarer Alois Hinterhuber.“

Allerlei.

Wieviel Radium gibt es auf der Welt? Radium ist nicht nur der kostbarste Stoff, sondern auch der seltenste. Vor dem Kriege gab es auf der ganzen Erde nur einige Gramm, da damals fast ausschließlich Joachimsthal als Erzeuger in Betracht kam und der Prozeß der Gewinnung von Radium aus der Pechblende ein sehr schwieriger ist. Damals kostete ein Tausendstel Radium — Radium wurde stets nach Tausendstel Gramm verkauft — ungefähr 400 Mark, so daß der Wert eines Gramms auf 400.000 Mark zu veranschlagen ist. Inzwischen ist aber in Amerika ein bedeutendes Lager von Stoffen entdeckt worden, die die Möglichkeit einer blühenden Radiumindustrie gewährleisten. Außerdem sind in England, Frankreich und Portugal auch geringe Mengen von Radium festgestellt worden. Schon durch die Entdeckung der amerikanischen Lager ist der Preis des Radiums, der im Kriege bis auf 800.000 Mark pro Gramm in die Höhe gestiegen war, auf 100.000 Dollar pro Gramm gesunken. Schließlich fiel der Preis weiter auf 100.000 Dollar pro Gramm, so daß der ehemalige Vorkriegspreis damit erreicht war. Jetzt kam eine neue günstige Gelegenheit, wie die „Amichau“ mitteilt, Radium zu gewinnen, und zwar durch Entdeckung radiumhaltiger Lager am belgischen Kongo. Hier wurden in einem halben Jahre vom August 1922 bis Mai 1923 allein 23 Gramm Radium gewonnen, allein eine Menge, die an früheren Verhältnissen gemessen, sehr beträchtlich ist. Natürlich fiel dadurch der Preis des Radiums sehr stark, so daß er jetzt auf 70.000 Dollar zu veranschlagen ist, d. h. er ist weit unter dem Vorkriegspreis. Das Gesamtgewicht des Radiums,

das gegenwärtig auf der Erde in Verwendung ist, kann auf 240 Gramm geschätzt werden. Die beträchtliche Menge ist sowohl für Forschungszwecke als auch für Heilzwecke recht erfreulich, da früher nur sehr wenige wissenschaftliche Institute und Kliniken sich im Besitze der nötigen Menge von Radium befanden, um allen Bedarf für Heilzwecke zu decken.

Phrenologie. „Glauben Sie, Herr Professor, daß Sie aus den Erhöhungen eines Schädels auf den Charakter eines Menschen schließen können?“ — „Ich würde daraus eher Schlüsse auf den Charakter seiner Frau ziehen!“

Letzte Zuflucht. „Armer Kerl, der Müller, jagte Schilze traurig. Was ist denn mit ihm los?“ „Er ist seine Mietselbstschuldigkeit geblieben, bis er jetzt seine Wirtin heiraten mußte.“

Rätsel-Ged.

Silben-Rätsel.

a a an and bau bel bri bul cha da da da der des e e ei eis el ga gat gaz ger gon grab hab i i jung lau laub le li mi mi mu ni nis no o pag ra ra rau re ri rod roh rouf se jeun tau trat tim teun tu u u u urg va vid wa war Diese Silben stelle man zu 28 Wörtern folgender Bedeutung zusammen: 1. Verittener Soldat, 2. Angehöriger eines Standes im alten Athen, 3. Russischer Männername, 4. Stadt in Afrika, 5. Fluß in Asien, 6. Französischer Staatsmann, 7. Philosoph der französischen Revolution, 8. Stadt in Mähren, 9. Stadt in Böhmen, 10. Mineral, 11. Biblischer König, 12. Unfertiges Gewebe, 13. Weichselarm, 14. Mitteldeutscher Fluß, 15. Afrikanisches Reich, 16. Biblische Bezeichnung für Aegypten, 17. Insekt, 18. Erstes Grün am Baum, 19. Männername, 20. Name für den Touzel, 21. Gefäß, 22. Drtschaft in der Schweiz, 23. Griechischer Gerichtshof, 24. Stadt in Afrika, 25. Sagenhafter Jäger, 26. Ostseestadt, 27. Chemische Verbindung, 28. Norddeutscher Fluß. Anfangs und Endbuchstaben dieser Worte abwechselnd gelesen, nennen eine Strophe von Wilhelm Busch.

Stapel-Rätsel.

Landeshut — Knabenklasse — Lebenszeit — Meerwunder — Andersen — Matterhorn — Diesen Wörtern ist je eine Silbe zu entnehmen. Sind die richtigen Silben gefunden, so nennen sie dann im Zusammenhang gelesen eine ältere deutsche Gedichtsammlung.

Märchen und Erzählungen.

N D N E F K F O G L E U N
E I N

Diese Buchstaben sind mit einer bestimmten Zahl auszusählen. Sie ergeben dann den Titel eines Buches, das jeder Junge lesen sollte.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer

Geographisches Buchstaben-Rätsel. Die fünf Sentenzen: 1. Genf, 2. Sitten, 3. Diarbekt, 4. Kwanja, 5. Utah. Die größte Wasserfälle: Petrol.

Aktrich-Rätsel. Hassen und Carren macht viele zum Narren.

Scherz-Rätsel. Karp — Athen — Karpathen.

Verwandlungs-Rätsel. Binnenthal, Nittershaus, Auerbach, Hortensie, Margarete, Serbien, Brahms.